

Der Brief

Autor(en): **Jansson, Tove**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die : Lesbenzeitschrift**

Band (Jahr): - **(1997)**

Heft 5

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-631394>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine einzige Katastrophe

Aufgefallen war sie mir von der Seite. Ich weiss nicht mehr, welche Seite ihres Profils es war. Ich könnte auch nicht mehr sagen, was mich ein zweites Mal hinschauen liess. Ich stand an der Theke und wollte einen Tee bestellen. Sie arbeitete.

Heute kenne ich mehr als nur diese eine Seite von ihr. Noch immer ist sie die Frau im Profil und doch eine andere. Mehr. Ob sie vielseitig sei, fragte mich eine Bekannte. «Was weiss ich, einerseits ja, andererseits ...» Ich mochte die Frage nicht. Schweigend schob ich sie beiseite. Was hätte ich antworten sollen? «Oh, du glaubst gar nicht, wie vielseitig sie ist. Voller Überraschungen. Sie spielt aus Prinzip kein Instrument. Pfeift auf jede Form von Bewegung. Besuchte keinen Russischkurs. Liest, wenn der Fernseher aussteigt. Fotografiert, weil ich sie in den Ferien dazu zwingte, und schreibt, um mir mitzuteilen, dass sie keinen Bleistift finden konnte. Sie malt, weil sie es hasst zu telefonieren. Kocht mit Todesverachtung. Kleider seien Kleider. Kunst ein Furz. Kinder ein Ärgernis. Sie ist voll und ganz asozial. Sieht sich auch nicht im mindesten dazu veranlasst, sich für das Recht der Frau einzusetzen. Im Gegenteil, sie mag frauenfeindliche Witzé. Kurzum, sie ist eine einzige Katastrophe. Hoffnungslos einseitig. Tut am liebsten nichts, und, was mich am meisten nervt, ich liebe sie.»

Kathrin Thomann

Deine

Du immer mit deiner Brille beziehungsweise du und deine Brille, vielmehr und schlimmer noch: du ohne deine Brille! Sei es, dass du sie gerade wieder einmal zerbrochen hast, weil du sie beim Putzen der Gläser am falschen Punkt gehalten oder weil du sie ohne schützende Hülle in die Jacke gesteckt hast, oder weil deine Brille just neben deinem Bett die Nacht verbracht und du morgens deinen rechten Fuss darauf gesetzt hast. Du ohne deine Brille! Kann auch heissen, dass du müde geworden bist oder deine Brille dreckig, dass du sie abgezogen und abgelegt hast, natürlich nicht an einen bestimmten Ort, wie ich das tun würde, wenn ich eine Brille trüge, nein, einfach dahin, wo du warst, wo du gedankenlos brillenlos geworden bist. So bist du nun wieder auf der Suche nach deiner Brille, die du nicht liebst, aber brauchst, gehst durch die Wohnung, scheinbar ziellos mit dem Ziel, die Brille zu erblicken, die du zum Sehen brauchst. Dein Anblick rührt mich, rührt mich an, und dein Gesicht ohne Brille ist müde und offen, kurzsichtig und nah. Ach du mit deiner Brille, ach du, ohne deine Brille! Guck mal, hier liegt sie. Wie gut, dass es dich gibt, wie gut, dass du hier bist.

Madeleine Marti

Der Brief

Es war nicht einfach zu sagen, wann genau die Veränderung gekommen war, aber Jonna *war* verändert, ganz bestimmt war etwas mit ihr geschehen. Es war nicht besonders offensichtlich, nicht einmal so, dass man hätte fragen können, ob es ihr nicht gut gehe oder ob sie etwas betrübt hätte – nein, es war unmerklich, unmöglich zu präzisieren, aber es war so. Keine Gereiztheit, kein Trübsinn, kein geladenes Schweigen, aber Mari wusste, dass Jonna an etwas dachte, das sie nicht erzählen wollte.

Sie sahen sich nur abends, denn Mari war mit Skizzen für eine Illustration beschäftigt, ein grosser Auftrag, der sie freute und zugleich ängstigte. Als sie zu Jonna hinüberkam, war das Essen bereit; sie assen wie immer mit einem Buch neben dem Teller, nach einer Weile kam der Fernseher dran, alles war ruhig wie immer, aber Jonna war irgendwie abwesend, sehr weit weg. Mari hatte die falschen Teller gedeckt und die Servietten vergessen, Jonna sagte nichts dazu. Die Nachbarin spielte Tonleitern auf dem Klavier, und sie merkte es nicht. Johnny Cash kam im Radio, und sie setzte keine Kassette ein. Es war beängstigend. Als der Film des Abends zu Ende war, sagte sie kein Wort dazu, obwohl es ein Renoir gewesen war. Sie sasssen einander in der Bibliothek gegenüber, und um etwas zu tun, blätterte Mari in Jonnas Post, die auf einem Haufen auf dem Tisch lag. Schnell streckte Jonna die Hand nach ihren Briefen aus und nahm sie mit sich ins Atelier.

Da warte Mari zu fragen: Jonna, stimmt was nicht?

Was meinst du, sagte Jonna.

Etwas stimmt nicht.

Gar nicht. Ich arbeite ja. Ich arbeite gut. Es läuft jetzt tatsächlich.

Ja, ich weiss. Du bist nicht wegen irgend etwas wütend auf mich? Hat dich jemand schäbig behandelt?

Nein, nein. Ich weiss nicht, wovon du sprichst. Jonna schaltete den Fernseher ein und schaute sich eine idiotische Sendung an, die versuchte, humoristisch zu sein, eine dieser Sendungen, mit einem Publikum, das die ganze Zeit lacht.

Mari fragte: Möchtest du einen Kaffee?

Nein danke.

Oder einen Drink?

Nein. Nimm dir selber einen, wenn du willst.

Dann gehe ich wohl nach Hause, sagte Mari und wartete, aber Jonna sagte nichts.

Da machte sich Mari einen Drink, und als sie eine ganze Weile nachgedacht hatte, sagte sie, so schön sie es konnte, dass Jonna für sie so wichtig sei, dass sie es unmöglich alleine schaffen würde.

Aber das war falsch, ganz falsch – Jonna sprang auf und schaltete den Fernseher aus, und all das Unfassbare, Unausgesprochene entglitt ihr, und sie rief aus: Sag das nicht! Du weisst nicht, was du zu mir sagst. Du bringst mich zur Verzweiflung. Lass mich in Ruhe!

Mari war so verblüfft, dass sie nichts anderes als verlegen wurde. Sie wurden beide verlegen. Anschliessend waren sie sehr höflich zueinander.

Mari sagte: Ich glaube, ich wasche morgen ab, falls du nicht vorhast, so früh zu arbeiten?

Nein, wahrscheinlich erst nach zehn Uhr.

Ich werde nicht anrufen, denn du hast das Telefon wohl angesteckt?

Ja, sagte Jonna. Hast du Saft?

Ja, ich habe Saft. Tschüss.

Mari dachte, dass sie nicht würde

schlafen können, aber sie schlief augenblicklich ein, noch bevor sie dazu gekommen war festzustellen, dass sie unglücklich war. Erst am Morgen, als sie sich langsam daran erinnerte, tat es weh, schrecklich weh. Jedes Wort, das Jonna ausgesprochen hatte, musste bis zur Verdammung wiederholt werden, wie sie aussah, als sie es aussprach, mit welcher Stimme – und, unerbittlich; wie konnte sie so etwas sagen, warum, warum, warum! Sie will mich loswerden.

Mari stürzte über den Estrich in Jonnas Atelier, und ohne jede Rücksicht und Diplomatie rief sie: Warum willst du mich loswerden!?

Jonna starrte sie eine Weile an, dann sagte sie: Lies das hier, und sie reichte ihr den Brief.

Ich habe meine Brille nicht dabei, sagte Mari wütend. Lies es, lies es mir vor!

Und Jonna las. Sie hatte ein Atelier in Paris zugesprochen erhalten, für ein Jahr. Das Atelier durfte nur von ihr selber benutzt werden. Die Miete war offensichtlich sehr günstig, es handelte sich hier um eine bedeutende nationale Auszeichnung. Antwort binnen zehn Tagen.

Mein Gott, sagte Mari. Nichts Schlimmeres. Sie setzte sich und suchte mit ihrem Schreck so gut wie möglich zu rechtzukommen.

Verstehst du, sagte Jonna, ich weiss nicht, was ich tun soll. Vielleicht ist es das beste abzusagen.

Viele Möglichkeiten und Unmöglichkeiten rasten durch Maris Kopf; heimlich dort zu wohnen, in der Nähe etwas zu mieten, später nachzukommen, wenn die Illustrationen fertig waren, dies sollte nicht so viele Monate dauern – und sie schaute Jonna an und verstand plötzlich; Jonna wollte tatsächlich in Ruhe arbeiten, ein

ganzes Jahr lang, jetzt, da es einmal lief.

Es ist wohl das beste abzusagen, wiederholte Jonna.

Mari sagte: Tu's nicht. Ich glaube, es wird gehen.

Glaubst du? Glaubst du wirklich?

Ja. Ich brauche viel Zeit für diese Illustrationen. Sie müssen gut werden. Aber eigentlich, sagte Jonna, ganz verwirrt, Illustrationen ...

Ja genau. Sie müssen gut werden, und das braucht Zeit. Du hast vielleicht nicht verstanden, wie wichtig sie für mich sind.

Jonna rief: Sicher verstehe ich das! Und sie gab sich langen, eifrigen Ausführungen über die Bedeutung der Illustrationen hin, der sorgfältigen Arbeit, der Konzentration, dem Bedürfnis, ungestört zu sein, um eine gute Arbeit zustande zu bringen.

Mari hörte nicht so genau zu, eine abenteuerliche Erdenklichkeit nahm Gestalt an; die Möglichkeit einer ganz eigenen Einsamkeit in Frieden und Erwartung, fast eine Art Lustigkeit, wie man sie sich erlauben kann, wenn man mit Liebe gesegnet ist.

Tove Jansson

Aus dem Schwedischen von Susanna Flühmann

Aus: *Ehrliches Spiel* (Finnland 1989)
Vorabdruck (mit freundlicher Genehmigung des Querverlags) aus dem Ende September erscheinenden Band *Sappho küsst Europa, Literatur über Lesben aus zwanzig Ländern*, herausgegeben von Madeleine Marti und Marianne Ulmi.
Die Buchvernissage findet am 30. September 1997 an der Paulus-Akademie statt (um 19 h).
Die Herausgeberinnen führen im Herbst einen Literaturkurs zum Buch durch. Informationen unter Tel. 01/381 34 00 (Paulus-Akademie).